

Illustrierte Zeitung für Kleine Leute



Graf Eberhard der Rauschbart.

Eines deutschen Minnesängers schönste Stunden.

Original-Märchen von Carl Cassau.



in Lageruß durchdrang ganz Deutschland: „Man hat den Kaiser erschlagen! Philipp v. Schwaben ist schändlich gemordet!“ —

Verstreut wurde nun die große Hofhaltung des prachtliebenden Fürsten, der Kunst und Wissenschaft hochgeachtet und ihnen eine Heimstätte an seinem Hofe bereitet hatte. Otto aber, der Wittelsbacher, der jähzornige fürstliche Mörder, schweifte geächtet durch die Wälder hin, sich vor der allgemeinen Verachtung und der Rache zu bergen.

Vom Hoflager des abgeschiedenen Kaisers kamen offenbar auch die drei Personen, die wir jetzt vor uns sehen. Alle drei sind beritten. Der Vordere, offenbar der Gebieter des Zuges, ist wie ein Ritter gekleidet. Ein langer, dunkelblauer Mantel bedeckt die Schultern und hängt über das Ross hinüber, einen feurigen Rappen, der in den kaiserlichen Stallungen offenbar keine Noth gelitten. Sonst ist der Reiter in ein graues, geschmackvoll bordirtes Wams und dito enge Hosen gekleidet. Die breiten Schnabelschuhe mit Silberschnallen ruhen nun im Steigbügel; an der Seite hängt das lange und breite Schwert, auf dem Rücken aber prangt neben einer Armbrust von gebiegener eingelegter Arbeit eine schöne kleine Harfe. Das lockige Haar bedeckt ein Barett von schwarzem Sammet, geschmückt mit einer langen blauen Feder. Der Reiter hat ein schönes, edel geschnittenes Gesicht; besonders sprechend sind die großen, braunen Augen, aber durch das Haar schleichen sich schon die ersten Silberfäden. Es ist offenbar bereits ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der den Zug da führt. Er hat schon manche Ehre empfangen, manchen Triumph genossen, der ritterliche Herr, denn es ist kein anderer als der bekannte Sänger der deutschen Frauen, der fahrende Minnesänger, Herr Walther, den sie *de pasto avium*, von der Vogelweide nennen, der da voran reitet. Der

Nächste hinter ihm ist sein Schüler in der Dicht- und Singkunst, Ulrich von Singenberg, und der letzte ist der treue Diener des Ritters, der alte Harro.

Man hat soeben die Schwäbische Alp passiert und ist schon Morgens früh aufgebrochen; Hunger und Müdigkeit machen sich nun fühlbar, weshalb Harro sehnsüchtige Blicke umherwirft, ob er nicht einen geeigneten Lagerplatz auffinden kann, bis sich plötzlich in der Ferne ein hoher Bergkegel mit einer Burg gekrönt erhebt.

„Da ist der Hechberg, Herr Walther!“ ruft der Alte plötzlich; „wollen wir dort die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen?“

„Eitel Bemühen, Harro; der Herr von Hechberg ist alt, lebensmüde und menschenfeindlich, wie die Sage schon seit Jahren geht; suche hier lieber in der Nähe einen Lagerplatz.“

Ein solcher war denn in der That bald erspäht, wie er nicht schöner gefunden werden konnte. Neben einem Bache und einer im jungen Grün prangenden Wiese war ein mit Birkenblüsch umstandener Platz, der geschützt gegen den Wind ein gutes Feuer gestattete; darüber wölbten hohe Buchen ihre schlanken Kronen, und weitab schwelgte das Auge im schönsten Waldesgrün.

„Hier ist's schön, Meister!“ meinte Ulrich von Singenberg, „hier laßt uns Hütten bauen!“

„Es sei! Harro, besorge das Mittagsmahl!“

Der Alte murmelte etwas Unverständliches in den Bart, holte dann dürres Holz herbei und hatte bald mit Hilfe des Zunders und Stahles Feuer gemacht, mit dem er ein lustigprasselndes Waldfeuer in Brand setzte, in dessen Gluth der Ritter selbst nachdenklich schaute. Die Rosse waren gelöst und thaten sich auf der Wiese im saftigen Grase gütlich.

Allerlei Bilder stiegen vor dem Dichter auf: das Bild seiner Mutter, die stets mit so traurigen Augen auf den Verfall des väterlichen Geschlechtes sah und so früh in's Grab gelegt werden mußte; seine schönen österreichischen

Heimatberge; sein Aufenthalt am Hofe zu Wien unter dem edlen Herzog Friedrich dem Katholischen; sein irrendes, einsames Leben. Ach es war keine glänzende Zukunft, die ihm wieder bevorstand, von Hof zu Hof zu ziehen, in dem Alter besonders, wo das Haar schon anfängt zu grauen. Schließlich griff er wie immer, wenn ihm das Herz schwer ward, zu der Harfe, auf der er Meister war, und spielte eine bald leise klagende, bald jubelnde Weise, bis das müde Haupt sich an einen Rasenvorsprung lehnte, das Auge sich schloß und der Sänger, die Harfe noch im Arme, einschlief.

Unterdeß bemühten sich Ulrich von Singenberg und der alte Harro vergeblich ein Reh zu einem Spießbraten zu schießen; die klugen Thiere ließen die Jäger gar nicht nahe herankommen, sondern enteilten pfeilgeschwind. So blieb denn den Beiden nichts übrig, als im Bach nach Forellen zu suchen. Bald hatten sie davon auch eine ziemliche Anzahl, die buntgefleckt und zappelnd im Grase lagen, gefangen; beide waren so vertieft in ihre Arbeit, daß sie das Herannahen einer Jungfrau nicht hörten, deren leichter Fuß über das Gras schritt.

Es war eine kleine zierliche Gestalt, die jetzt vor ihnen stand, mit blauen Augen und langem blonden Haar, eine echte Tochter Schwabens.

„Halt, halt! Der Bach ist unser, die Fische darin auch!“ Hierauf wandten sich beide um; als sie aber die Warnerin sahen, da lachten sie laut auf, und der alte Harro meinte:

„Werdet doch nicht so hartherzig sein und einen edlen Ritter nebst seinem Gefolge verhungern lassen wollen, wohlbedelgeborenes Waldfräulein?“

„Bewahre, der Bach hat Fische genug! Fangt also immerhin! Aber, wer ist Euer Ritter? Ich bin, nebenbei gesagt, kein Waldfräulein, sondern Ezzelline v. Hechberg, und meinem Großvater gehört Forst und Bach!“

„So, so!“ meinte nun Ulrich, „Ihr seid vom Hechberg, dem ungastlichen?“

„Wir sind nicht ungastlich, Herr! Doch zeigt mir Euren Ritter!“

„Dort hinter jenem Birkengebüsch, meine Dame, könnt Ihr ihn sehen! — Da ist wieder eine kapitale Forelle! Warte!“

Er hatte sie bereits gespießt, Ezzelline aber

war schon flüchtig dem bezeichneten Gebüsch zugeeilt. Da hatte sie einen wunderlieblichen Anblick: unter einer hohen Buche, das Haupt gegen die Wurzel und den Rasen gelehnt, saß halb, halb lag Herr Walther mit der Harfe im Arm, rund um ihn herum aber saßen allerlei Vögel, seine Lieblinge, Finken, Sprosser, Rothkehlchen, Nachtigallen, Lerchen, Grasmücken und Drosseln, die er täglich zu füttern pflegte. Darum hatte er ja auch den Namen „von der Vogelweide“ erhalten, und man redete ihm heimlich nach, daß er seine schönen wonnigen Lieder den Vögeln nachsänge, die ihm im Traume ihre schönsten Weisen vortragen mußten. Kurz, es war ein wunderbares Konzert, welches Ezzelline hörte. Neugierig schaute sie auf den Ritter, dessen Gesicht sich wie im Traume verklärte und lächelte. Wie ein Stich ging es da durch Ezzellines Herz, als sie Herrn Walther sah, und klar ward es ihr, daß sie ihn ewig lieben mußte.

„Sie sollen uns nicht ungastlich schelten!“ murmelten ihre Purpurlippen, zwischen denen die weißen Perlzähne sichtbar wurden, und husch! wie ein Reh lief sie den Burgberg hinauf.

In der Küche da oben hantierte aber die alte Sabine mit Töpfen und Pfannen, als Ezzelline befohl: „Nimm Braten, Wild, Gemüse und Brüh! Thue alles in einen Korb und schicke es durch Dina, die Magd, mit mir; wir haben Gäste im Walde!“

Sabine that kopfschüttelnd, was Ezzelline befohl, und Dina trug ihr, der munter Voraus-eilenden, den schweren Korb keuchend nach; das feine, schneeige Linnen aber und das Silberzeug trug Ezzelline selbst. Ihr folgte auch noch der Knecht Rupert mit einem Krüge Wein.

Man kam beim Lager an, wo sich Harro unterdeß bemühte, die Forellen am Spieß zu braten.

Da schlug Herr Walther die Augen auf und fragte: „Harro, was hast Du ergattert?“

„Schöne Forellen, Herr, und den klaren Trank des Baches!“

Herr Walther seufzte und ging auf die Wiese, besah sein Spiegelbild im Bache und schaute zu den hohen Wipfeln der Buchen auf.

Unterdeß erschien Ezzelline zum zweiten Male. „Scheltet den Hechberg nicht ungastlich!“ sagte sie, „er spendet Euch dieses!“

Schnell war nun mit Dinas und des Knechtes Hilfe das Tinentuch ausgespannt, Brühe, Gemüse, Braten und Wild geschickt aufgestellt, das Silberzeug ausgekramt und der große Silberbecher mit goldenem Weine gefüllt; Harro und Ulrich aber sahen sprachlos zu. Ezzelline meinte dann: „Nachher holen wir die Sachen schon wieder!“ Darauf verschwand sie mit silberhellem Lachen, um in der Nähe auf Herrn Walther zu spioniren, der noch immer am Bache auf und ab wandelte. Jetzt trat Ulrich von Singenberg zu ihm und meldete:

„Herr Walther, der Hechberg hat uns zu Gaste geladen; kommt schnell und sehet die Bescherung!“

Sprachlos blieb der Ritter stehen, dann aber blickte er gen Himmel und rief: „Der die Raben selbst versorgt!“ — Damit setzte er sich schnell zum Mahl und trank wiederholt auf das Wohl des Hechberges. Auch der alte Harro und Ulrich langten wacker zu, so daß die Vorräthe bald verschwanden. Dann ergriff Herr Walther seine liebe Harfe, intonirte und sang:

„Den deutschen, keuschen Frauen,
Den'n bring' ich dieses Lied,
Die gern stets anzuschauen
Mein Auge nie vermied.“

Nie möchte ich entbehren
Der Frauen Lieb' und Gunst,
Sie bringen erst zu Ehren
Bei uns die rechte Kunst!

Das zweite gilt dem Weine,
Der deutschen Berge Trank,
Mit goldig reinem Scheine,
Am schönen Rhein entlang.
Wer wollt' sein wohl entbehren
Bei Frauenlieb und Kunst?
Er muß uns erst verklären,
Was kalt und nüchtern sunst!

Zum dritten will ich preisen
Die deutsche Freiheit schier,
Bei Lieb' und Wein dem Weisen
Des Lebens schönste Bier.
Wüch' ihrer nicht entbehren!
Der Sklaverei ist werth,
Wer ihrer nicht zu wehren
Sög' aus das blanke Schwert.

Zum Schluß will ich erheben
Mein deutsches Vaterland,
In dem ich für mein Leben,
Was ich geliebte, fand:
Die Freiheit, edle Frauen,
Viel Kunst und gold'nen Wein.
Ich schweiß' durch seine Auen
Und will sein Sänger sein!“

(Schluß folgt.)

Fortunats Söhne.



Als Fortunat gestorben war, betrauernten ihn seine Söhne Ampebo und Andolosia ein ganzes Jahr lang. Andolosia durchforchte während dieser Zeit die Schriften des dahingeshiedenen Vaters und las darin von den mancherlei Ländern und Völkern, welche Fortunat auf seinen Reisen gesehen hatte. Das muthete den Andolosia sehr an und er wurde über die Maßen reisefreudig. Als dann das Trauerjahr zu Ende war, sprach er deshalb zu seinem Bruder: „Mich verlangt es die Welt zu sehen, leihe mir den Sackel, damit ich auf meinen Fahrten allezeit Geld bei der Hand habe.“ Darauf sagte der gutherzige Ampebo: „Lieber Bruder, erinnere Dich doch, daß unser lieber Vater befohlen hat, daß wir die beiden Kleinode nie theilen, sondern miteinander be-

nutzen sollen. Bestehst Du aber darauf, den Sackel nehmen zu wollen, so nimm ihn hin, gestatte mir aber, daß ich mir zuvor zwei Truben mit Goldstücken daraus fülle.“ Das war Andolosia wohl zufrieden und nachdem er noch versprochen hatte, nach sechs Jahren wieder heimzukehren, reiste er mit vierzig Mann Bedienung auf einem eigenen Schiffe von Cypern ab. Das erste Ziel der Reise war Frankreich. Hier landete er und begab sich mit seinem prachtvoll kostümirten Gefolge an den Hof des Königs. Dank der Wunderkraft des Sackels konnte er in Paris fürstlichen Aufwand machen und seine Freigebigkeit warb ihm hochstehende Freunde zu Duzenden. Die Feste und Gastmähler, welche er gab, waren fast glänzender als die des Königs selbst und die Frauen waren ihm gar hold, der köstlichen Geschenke wegen, welche sie aus

seiner Hand empfangen. Dazu kam noch, daß Andolosia in allen ritterlichen Uebungen wohl bewandert war, so daß es ihm nicht leicht Jemand in der Stech- und Rennbahn zuvor thun konnte. Trotzdem es nun den Andolosia in Paris sehr wohl gefiel, nahm er doch zum Leide seiner vielen Freunde bald wieder Abschied, denn es gelüstete ihn, noch andere Völker und Länder kennen zu lernen. So durchzog er Spanien und schiffte sich darauf nach England ein. Durch seinen großen Aufwand lenkte er bald die Aufmerksamkeit der Bewohnerschaft auf sich und erreichte es in kurzer Zeit, daß man ihn bei Hofe einführte. Der König von England hatte gerade Krieg mit den Schotten und Andolosia bat es sich als eine Gunst aus, mit einem selbstgeworbenen, großen Haufen Kriegsvolk gegen die Feinde Englands kämpfen zu dürfen. Solchen Wunsch nahm der König im höchsten Maße gnädig auf und da Andolosia sich mit seiner Schaar wiederholentlich im Kampfe auszeichnete, so wurde er dafür vom königlichen Hofe mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft, ja sogar der Königin und ihrer einzigen Tochter, der schönen Agrippina, vorgestellt. Die Bekanntschaft mit der Königstochter sollte aber für Andolosia verhängnißvoll werden, denn da diese ein so holdseliges Antlitz hatte und von herrlichem Wuchse war, erwachte in ihm der Wunsch, die Prinzessin als Gemahlin heimführen zu können. Um die Aufmerksamkeit der schönen Agrippina zu erregen, machte Andolosia fortan einen viel größeren Aufwand als zuvor und lud sogar eines Tages den König, die Königin und Prinzessin Agrippina mit ihrem ganzen Gefolge zu Tische. Der König sagte zu, um aber dem reichen Fremden einen Pöffen zu spielen, ließ er bekannt machen, daß Niemand dem Andolosia Holz verkaufen dürfe, damit er die Speisen nicht könne zubereiten lassen. Als nun die Köche die Speisen herrichten und die Küchenjungen Feuer anmachen sollten, da fand sich Keiner, der ihnen Holz verkaufen wollte. Aber Andolosia wußte Rath. Er schickte sofort zu den venetianischen Kaufleuten, welche sich in London aufhielten, ließ ihnen ihre Vorräthe von Zimmetrinde, Sandelholz, Mustatennüsse und Gewürznäglein abkaufen und mit solchen köstlichen Dingen die Feuer schüren. Als der kö-

nigliche Hof zur Essensstunde bei Andolosia versprach, wunderten sich Alle nicht wenig über den köstlichen Duft, welcher in allen Räumen zu verspüren war. Noch mehr erstaunt aber war der König, als er hörte, daß Andolosia, weil ihm kein Holz zu Gebote gestanden hätte, die Speisen mit Spezereien habe bereiten lassen. Solch beispielloser Aufwand machte den König stutzig und er hatte fortan nur den einen Wunsch, zu erfahren, woher dem Andolosia das viele Geld komme. Dafür wußte die Frau Königin Rath. Sie hatte wohl bemerkt, wie der reiche Fremde sich bestrehte, der Prinzessin Agrippina zu gefallen. Darauf baute sie ihren Plan. Durch verstellte Freundlichkeit sollte Agrippina den Andolosia zum Verrathen seines Geheimnisses bewegen, denn daß es mit dem Reichthum des Fremden ein eigenes Bewenden haben müsse, darüber waren König und Königin einig. Die Prinzessin ging auf das Ansinnen ihrer Mutter ein und als Andolosia das nächste Mal bei Hofe erschien, nahte sie ihm mit holdseligen Geberden und forderte ihn auf, ihr von seiner Heimat und seinem Vater zu erzählen. Das that dieser denn auch und als dann die Prinzessin bei ihren Zwischenfragen dem Andolosia merken ließ (es war aber alles nur listige Verstellung), daß sie ihn gar nicht ungern zum Gemahl haben möchte, gab er, von solchem Glück ganz berauscht, sein Geheimniß preis. Das hatte aber Agrippina nur gewollt. Sie gab dem Andolosia nun auf, am Abend heimlich zu ihr auf das Schloß zu kommen, damit sie beide zusammen berathen möchten, wie sie den König und die Königin für ihren Heirathsplan gewinnen könnten. Darauf entließ sie den Ueberglücklichen.

Am Abende stand Andolosia richtig, wie es verabrebet worden war, an einem Seitenflügel des Schlosses und wurde von einer Kammerzofe der Prinzessin durch eine Seitenthür eingelassen und in die Zimmer der Agrippina geführt. Die schöne Königstochter, erfreut, daß ihr die List gelungen war, umarmte Andolosia und führte ihn an einen Tisch, welcher mit Speisen und Getränk besetzt war und hieß ihn neben ihr Platz nehmen. Darauf schüttete sie einen Becher voll Wein, that als ob sie davon tränke, und reichte diesen dann dem Andolosia, welcher ihn

auf einen Zug leerte. Nach wenigen Minuten schlief Andolosia ein, denn der genossene Wein war mit einem kräftigen Schlafrunke versetzt. Rasch trennte nun die arglistige Prinzessin den Sackel von dem Gürtel des Schlafenden und nähte einen ganz ähnlich aussehenden Sackel daran. Als Andolosia am andern Morgen aufwachte, war er verwundert, nur die Kammer-



Andolosia wird von einem Einsiedler entdeckt.

zose zu sehen, welche ihn aufforderte, so rasch als möglich das Schloß zu verlassen, da sonst der König und die Königin erfahren würden, daß er heimlich die Prinzessin besucht habe, und das könnte ihm übel bekommen. Darauf führte sie den Andolosia, der sich gar nicht besinnen konnte, wie ihm geschehen war, wieder zu der Seitenthür aus dem Schlosse hinaus. In seinem Hause angelangt, forderte der Haushofmeister von ihm Geld. Er griff in den

Sackel und — seine Hand blieb leer. Da merkte Andolosia, was ihm widerfahren war und wie es nun mit seinem Herrenleben zu Ende sei. Sofort gebot er, daß sich alle seine Diener um ihn versammeln möchten. Erstaunt hörten diese, daß sie ihres Dienstes entlassen wären, doch da sie ihren Lohn stets im Voraus erhalten hatten, Andolosia ihnen auch alle Ausrüstung, Waffen und Pferde, schenkte, murrten sie nicht, sondern waren nur traurig und nahmen bewegt von ihrem guten Herrn Abschied. Mit dem letzten Reste seiner Habe, welche in 160 Goldstücken bestand, machte sich Andolosia auf den Weg nach Cypern, wo er denn auch nach langer Wegfahrt glücklich bei seinem Bruder Ampedo ankam. Dieser freute sich sehr den Bruder wieder zu haben, als ihm aber Andolosia sagte, daß der Sackel verloren sei, wurde er traurig. Weil jedoch Ampedo ein gutes Herz hatte, so tröstete er den Andolosia über den Verlust des Sackels und sagte ihm, daß ja die beiden Truhen fast noch gefüllt wären und für sie bis an des Lebens Ende mit ihrem goldenen Inhalte reichen würden. Andolosia gedachte aber mit Hilfe des Wünschhütteleins wieder zu seinem Sackel zu kommen und begehrte dieses Kleinod von dem Bruder. Auf vieles Zureden hin gab Ampedo das Hütchen heraus. Andolosia setzte es auf und wünschte sich nach Genua. Hier ließ er bekannt machen, daß er gesomen sei Edelsteine und allerlei Kleinode zu kaufen, man möge dieselben nur in seine Herberge bringen, wo er haark zählen werde. Als man ihm nun eine große Menge von köstlichen Steinen brachte, that er dieselben in eine Schale und stellte sich als wolle er sie wiegen. Darauf verschwand er plötzlich mit Hilfe seines Wünschhütteleins vor den Augen der bestürzten Kaufleute. Wie er es zu Genua gemacht hatte, so that er auch in den reichen Städten Venedig und Florenz. Mit dem erlangten großen Schatze wünschte er sich darauf nach London. Nachdem Andolosia sich durch Verkleidung unkenntlich gemacht hatte, miethete er einen Laden und legte alle seine Kostbarkeiten zur Schau aus. Es konnte nicht fehlen, daß auch der Königstochter von den seltenen Steinen und Geschmeiden erzählt wurde, welche ein fremder Mann zum Verkaufe ausgelegt hätte. Da sie mit dem Gelde nicht zu

geizen brauchte, denn der Sackel war allezeit in ihren Händen, so hieß Agrippina den Kaufmann mit den besten Kostbarkeiten seiner Habe zu sich auf's Schloß kommen. Andolosia breitete nun alle seine Herrlichkeiten vor den Augen der Prinzessin aus und diese wählte sich 10 köstlich funkelnde Steine zum Kaufe. Um zu bezahlen, holte sie den Sackel, welcher stets unter Schloß und Riegel in einer eisernen Truhe verwahrt lag, und griff hinein. Schnell umfaßte Andolosia die Königsstochter, wünschte sich in eine Cindöde und sofort waren beide da. Agrippina war ganz außer sich, als sie sich mit dem fremden Kaufmann allein sah, und fing bitterlich an zu weinen. Zwar hatte sie den Glückssackel noch in der Hand, aber was half ihr derselbe in dieser Wüste? Da sah sie auf einem Baume in der Nähe schöne Äpfel hängen, und weil sie sich ganz schwach fühlte, sagte sie zu Andolosia: „Ach Gott, mir ist so übel zu Muth, wollt Ihr mir nicht einen solchen Apfel zur Stärkung reichen?“ Andolosia, welcher die Prinzessin trotz ihrer bewiesenen Falschheit immer noch liebte, legte darauf seine Kleinedeln in den Schooß der Weinenden, setzte ihr auch, um besser klettern zu können, das Wünschhütlein auf und begann den Baum zu besteigen. Wäh-

rend dessen saß Agrippina still da und dachte an ihre jetzige hilflose Lage und wie gut sie es dagegen in ihrem Schlosse daheim gehabt habe. „Ach Gott!“ seufzte sie, „wäre ich doch nur wieder in meinem Zimmer!“ So wie diese Worte gesprochen waren, befand sie sich auch durch die Zauberkrast des Hütchens daheim, zur großen Freude des Königs und der Königin, denen man das räthselhafte Verschwinden der Prinzessin gemeldet hatte.

Andolosia, der von seinem Baume aus das Verschwinden der schönen Agrippina angesehen hatte, fiel vor Schrecken herab und blieb eine Zeit lang ohnmächtig liegen. Als er aufwachte, hungerte ihn und aß deshalb einen der heruntergefallenen Äpfel. Bald darauf hatte er eine Empfindung am Kopfe, als ob etwas aus demselben hervorkäme. Er griff mit den Händen darnach und faßte zwei lange Bockshörner, die ihm nach dem Genuß des Apfels gewachsen waren. Vor Entsetzen und gräßlicher Angst brüllte er laut auf und rannte wie ein Sinnloser in der Cindöde so lange umher, bis er bewußtlos niedersank. So fand ihn ein alter, ehrwürdiger Einsiedler, der allein in dieser Wildniß wohnte. (Siehe die Abbildung.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Wolf und der Kranich.

Ein Wolf verschlang einen Knochen, der ihm quer im Schlunde stecken blieb, so daß er furchtbare Schmerzen hatte und zu ersticken fürchtete. Er verhielt dem, der ihm helfen würde, gar großen Lohn. Da riefen die Freunde des Wolfes den Kranich mit seinem langen Halse herbei, und dieser ließ sich, in Rücksicht auf den ihm verheißenen Lohn, bereit finden, dem Wolfe zu helfen. Er steckte seinen Hals in den Rachen des Wolfes und zog mit seinem langen Schnabel den Knochen aus dem Schlunde und machte auf diese Weise den Wolf gesund.

Als der Kranich nun den ihm versprochenen Lohn forderte, da schnauzte ihn der Wolf an: „Was? Ist es dir noch nicht genug, daß dein Hals so tief in meinem Schlunde gewesen ist, und ich dich unverletzt meinen Zähnen habe entgehen lassen? Begehrst du noch gar einen Lohn von mir?“

* * *

Wer dem Bösen wohl thut, der wird selten Lohn oder Gewinn davon tragen.

Aeneas.



Der Gaya.



Der Gaur. (Siehe Seite 43.)

Erik Nordenskjölds Ueberwinterung am Lande der Tschuktschen.

Von E. Wiesner.

Am 10. August 1878 trat Nordenskjöld die Reise um Sibirien mit der „Vega“ an. Er kam glücklich an Nowaja Semlja vorüber, durchschiffte die Karische Straße und das Karische Meer. Nun ging die Fahrt in östlicher Rich-

entfernt festhielt. Den Nutzen hatte die Scholle, daß sie die „Vega“ vor den schrecklichen Nordstürmen schützte. Doch hoben sie die Riesenscholle mit dem Schiffe wiederholt in die Höhe und schoben beide dem Strande zu, wobei das



Ein Schiff im Eise.

tung am Ob, Jenisei und der Lena vorbei. Hinter der Lena, wo das Land der Tschuktschen liegt, zeigte sich Grundeis, das endlich das Schiff am 27. September 1878 festhielt. Die Lage der kühnen Schiffsfahrer und des Schiffes war eine gefährvolle, da eine riesige Eisscholle von 100 Meter Länge und 27 Meter Breite, welche mit ihren höchsten Spitzen 7 Meter das Meer überragte, sich an das Schiff gehängt hatte und dasselbe etwa dreiviertel Seemeilen vom Lande

Schiff in seinem Rumpfe stöhnte und ächzte. Auch trieb der Sturm große Eismassen auf der Scholle zusammen, die sich wie ein mächtiger Wall aufrichteten. In gleicher Weise ward das ganze Meer mit Eismassen bedeckt. Als Dr. Almqvist auf dem Eise eine Walroßjagd anstellte, war er zwölf Meilen vom Schiffe entfernt und hatte das offene Meer noch nicht erreicht; je weiter er vorging, desto ferner schien die See zu liegen. In dieser Lage mußte das

Schiff bis zum 18. Juli 1879 verharren. — Die Seefahrer besuchten fleißig die nahe Küste und machten Bekanntschaft mit den hier wohnenden Tschuktischen. Diese hatten auf schmalen, sandigen Landzungen zwei Niederlassungen, von denen sie die nächstgelegenen „Pitlekaj“ und die andere „Sinretlen“ nannten. Weiter nach Osten lagen noch fünf andere Dörfer. Die beiden ersten Dörfer bestanden aus sieben Zelten. Die ganze Zahl der Tschuktischen,

Am 6. Oktober stattete der Häuptling der Kenthier-Tschuktischen, Basili Menka, der Vega einen Besuch ab. Er erzählte, daß er in den nächsten Tagen nach einer russischen Niederlassung am Anadyr gehe. Dies veranlaßte Nordenstjöld, an den russischen General-Gouverneur zu Irkutsk einen unversiegelten Brief mitzugeben. Menka benutzte denselben, sich bei seinem Stamme in großes Ansehen zu setzen. Er versammelte nach seiner Rückkehr sein Volk und



Ein Zelt der Tschuktischen.

welche sich in der Nähe der Vega befanden, betrug ungefähr 200 Eingeborene. Als nun die Kälte zunahm und die Lebensbedürfnisse seltener wurden, zogen die Bewohner einzelner Dörfer nach Osten. Das Land war flach, sandig und sumpfig.

Die Tschuktischen nahmen die Europäer freundlich auf und zeigten sich durchaus nicht schüchtern. Besonders bettelten sie um Alles, was sie gebrauchen konnten. Dagegen war ihnen der Diebstahl fremd. Beim Handel nahmen sie es aber nicht genau. Es war nichts Seltenes, daß sie eine Waare zwei Mal verkauften oder einem Fuchse den Kopf und die Füße abschnitten, das Fell abzogen und ihn dann als Hasen verkaufen wollten. Selbstverständlich wurde ihr Betrug jedes Mal entdeckt, worüber sie sich nicht wenig verwunderten.

las den Brief in der Tschuktischen-Sprache vor. Seine Zuhörer wußten jedoch nicht, daß Menka den Brief verkehrt hielt und keine Silbe lesen konnte.

Bald kehrte Menka auf dem Schiffe mit einigen seiner Leute wieder und führte zuerst allein, dann mit seinen Begleitern einen Tanz auf, wozu die Europäer auf einem Harmonium musizierten.

Mit Schlitten, der eine Person trägt und von vier bis fünf Hunden gezogen ward, trat Menka seine Reise an; doch lief ein Tschuktische als Begleiter voran. Die Fahrt währte 21½ Stunden und doch war der Vorläufer nicht müde. Die Hunde waren noch ausdauernder. In der Nacht lagen sie an den Schlitten vor den Zelten und waren am Morgen gewöhnlich halb mit Schnee bedeckt.

Die Tschuttichen waren gegen die Reisenden gastfrei und gütig; überall fand man eine freundliche Aufnahme. Beim Nehen von Fremden treten sie vor das Zelt, halten ihm die Hand entgegen, verbeugen sich und führen ihn in das Zelt. Kommen Bekannte, so werden ihnen erst die Wangen, dann der Mund geküßt.

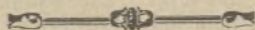
Schöne, schlanke Gestalten sind unter den Tschuttichen selten. Kommt Besuch, dann legen die Männer und Frauen ihre Renthier- und Seehundsfelle ab und schmücken sich mit buntfarbigem Rössen. Die Frauen hängen sich Glaskorallenketten in die Ohren und um den Hals. Abergläubisch sind die Tschuttichen in hohem Grade, da sie Steine, Hölzchen und Knochen als Schuttmittel gegen Krankheiten an sich tragen. Menka bekreuzte sich vor Photographieen und Kupferstichen. Als er jedoch sah, daß er es allein that, da unterließ er es. Kranke Personen werden ungemein liebevoll gepflegt. Die

Reisenden sahen mit Verwunderung, wie die Brüder einer Familie einer kranken Schwester zuerst das Beste bei der Mahlzeit vorlegten und sogar in der Nacht aufstanden, um ihr Hilfe zu leisten.

Die Renthiere werden von den Tschuttichen sehr geschätzt und gepflegt. Daher kommen sie auch zu ihrem Herrn gelaufen und geben ihre Zuneigung durch das Reiben seiner Hände mit ihrer Schnauze zu erkennen. Sobald er aber winkt, machen die Thiere Kehrt und gehen zurück zum Weideplage.

Mit Hilfe dieser gutmüthigen Naturmenschen gelang es Nordenstjöld, den langen Winter auszuhalten und dabei auch nicht einen Mann zu verlieren. Im Juli brach das Eis auf. Die Schiffsfahrer stießen die Scholle vom Schiffe ab und am 18. Juli ging die Fahrt vorwärts.

In einer der nächsten Nummern Einiges über die Fahrt Nordenstjöld's durch die Beringstraße.



Der Gayal (Stirnwind) und der Gaur.

Von L. Vier.

(Zu den Abbildungen Seite 40.)



Unsere beiden Abbildungen Seite 40 zeigen indische Rinder, welche, ähnlich den Büffeln Amerika's, in den Urwäldern Südasiens heerdenweise vorkommen. Noch ist man nicht

darüber im Klaren, ob man im Gayal und Gaur zwei gänzlich verschiedene Arten zu erblicken hat, oder ob man sie zu einer einzigen Gattung verschmelzen und die etwa von einander abweichende Gestalt und Farbe auf Rechnung des verschiedenen Alters der Thiere setzen soll. So entsprechen die im landwirthschaftlichen Institute zu Halle befindlichen Gayals nur dem Kopfe nach dem hier abgebildeten Stirnwinde*), während der Körper derselben den beiden Gaur's gleicht.

Beide Rinderarten bewohnen die Bergländer Indiens, wo der Gaur noch als sehr wildes Geschöpf und fähiger Kletterer die dortigen Wäldungen durchstreift. Der bei weitem sanf-

tere Gayal kommt zwar ebenfalls in großer Anzahl wild vor, doch wird er auch seit uralten Zeiten schon in großen Heerden gezüchtet. Seine Höhe beträgt über $1\frac{1}{2}$ Meter, seine Länge von der Stirn bis zur Schwanzwurzel fast 3 Meter. Der Gaur hat dieselbe Länge. Bei einzelnen erlegten Exemplaren wurde die Höhe auf nahezu 2 Meter festgestellt. Gayal und Gaur sind demnach gewaltige Thiere und hinsichtlich ihrer Größe unsern Auerochsen ebenbürtig.

Das Fleisch des Gayal ist äußerst zart und wohlschmeckend. „Er hält sich in Heerden zusammen, geht morgens, abends und bei hellen Nächten auf Nahrung aus, zieht sich vor der brückenden Mittagshitze in die dichtesten Wälder zurück und ruht dort im Schatten, liebt das Wasser, aber nicht den Schmutz. Niemals wagt er einen Angriff auf Menschen. Gegen Raubthiere vertheidigt er sich muthig und soll selbst Tiger und Panther in die Flucht schlagen. Hier

*) Es ist das getreue Konterfei des im Antwerpener Thiergarten befindlichen Exemplares.

und da jagt man den Gayal, um sein Fleisch und Fell zu benutzen; weit häufiger fängt man ihn lebend ein. Die Einwohner ermöglichen dies durch folgende List. Sie ballen aus Salz, Erde und Baumwolle Kugeln von der Größe eines Manneskopfes zusammen, um diese als Lockmittel zu verwenden, und ziehen mit zahmen Gayals den wilden entgegen. Nachdem die gezähmten, wie bald geschieht, sich mit ihren freien Brüdern vereinigt haben, werfen die Jäger jene Salzkugeln aus, die wilden Rinder, welche durch die zahmen an bestimmte Orte geführt werden, beschäftigen sich bald angelegentlich mit dem Belegen dieser Kugeln. So bleiben die wilden und zahmen Gayals monatelang zusammen, währenddessen ihnen immer von neuem das leckere Salz in den erwähnten Kugeln gereicht wird. Nunmehr nähern sich die Leute, welche sich anfangs in einem gewissen Abstände hielten, um ihr Wild nicht in Unruhe zu versetzen, mit zahmen Gayals mehr und mehr der großen Herde, gewöhnen diese nach und nach an den Anblick des Menschen, begeben sich dann mitten unter sie, streicheln ruhig und gelassen ihre zahmen Thiere, und werfen dabei den wilden Gayals neue Salzkugeln vor; kurz und gut, sie gewöhnen die Wildrinder nun auch an sich selbst und lehren sie, ihnen zu folgen. Alles dies geschieht ohne irgend welchen Zwang. Gutmüthig und gleichgültig läßt sich endlich die ganze Herde in das Dorf führen.

Der Gaur bevölkert alle großen und zusammenhängenden Wälder Indiens, vom Kap Komorin an bis zum Himalayagebirge, doch ist er am häufigsten in dem südlichen Theile der Halbinsel anzutreffen. Selbst der Tiger muß dem mächtigen Thiere das Feld räumen. Auch der Gaur lebt wie der Gayal in Herden zusammen.

Gewöhnlich weidet der Gaur nur des Nachts, am liebsten da, wo junges Gras aufschießt, welches er nebst den zarten Bambusschößlingen

allem übrigen vorzieht. Wenn er aber in der Nähe des bebauten Landes lebt, fällt er plündernd in die Felder ein und wird oft so zudringlich und dreist, daß er sich kaum von hier vertreiben läßt.

So schon im Allgemeinen der Gaur ist, so grimmig fällt er seinen Angreifer an, der ihn verwundet hat. Die Gefahr der Jagd ist um so größer, je stärker die angetroffenen Heerden sind, weil die muthigen Geschöpfe einen bedrohten Gefährten nicht im Stiche lassen, sondern gemeinschaftlich auf ihren Gegner losgehen.

Ein gewisser Elliot schildert in sehr lebendiger Weise eine Jagd auf einen einzelnen Stier, dessen Fährte man aufgefunden und verfolgt hatte. Die Jäger gaben mehrere Schüsse auf denselben ab, wodurch er schwer verwundet wurde. Nichtsdestoweniger stürzte das Thier wüthend auf seine Angreifer los, welche genöthigt waren, hinter dicken Baumstämmen Schutz zu suchen, um den wiederholten Angriffen desselben zu entgehen. Letztere waren bloß deshalb nicht von Erfolg, weil eine der entsendeten Kugeln den Schulterknochen zertrümmert und so die volle Beweglichkeit des Stieres wesentlich verringert hatte. Erschöpft und ermattet brach der schwer verwundete Kämpfer nach geraumer Zeit nun zwar zusammen, aber noch immer schnaubte er wüthend und versuchte sich wieder zu erheben, wenn einer von der Jagdgesellschaft ihm sich näherte, bis schließlich eine auf den Schädel gerichtete und diesen zerschmetternde Kugel ihn von neuem zu Boden warf. Doch noch immer war er nicht verendet und noch mehrere Kugeln mußten auf Haupt und Kopf abgefeuert werden, bevor er sein Leben aushauchte. Nur eine durch das Herz dringende Kugel vermag den Gaur sofort zu fällen.

Das Fleisch des Gaur ist, wie dasjenige des Gayal, ungleich feiner und schmackhafter als das unseres Hausrindes.“ (Nach Brehm.)

Die Dösfinger Schlacht.

(Zu dem Bilde Seite 33.)

Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein;

Zu Dösfingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampftruf, Stoh und Schlag.

Die Städter sind gekommen, der Bauer hat
sein Gut
Zum festen Ort geflüchtet und hält's in tapfrer
Gut,
Mit Spieß und Karst und Senfe treibt er den
Angriff ab;
Wer todt zu Boden sinket, hat hier nicht weit in's
Grab.

Graf Eberhard der Greiner vernahm der Seinen
Roth,
Schon kommt er angezogen mit starkem Aufgebot;
Schon ist um ihn versammelt der besten Ritter
Kern,
Vom edlen Löwenbunde die Grafen und die Herrn.

Da kommt ein reiß'ger Bote vom Wolf von
Wunnenstein:
„Mein Herr mit seinem Banner will Euch zu
Dienste sein!“
Der stolze Graf entgegnet: „Ich hab sein nicht
begehrt!
Er hat umsonst die Münze, die ich ihm einst ver-
ehrt!“

Bald sieht Herr Ulrich drüben der Städter
Schaaren stehn,
Von Reutlingen, von Augsburg, von Ulm die
Banner wehn:
Da brennt ihn seine Narbe, da gährt der alte
Groll:
„Ich weiß, Ihr Uebermüth'gen! wovon der Kamm
Euch schwoll!“

Er sprengt zu seinem Vater: „Heut' zahl' ich
alte Schuld!
Will's Gott, erwerb' ich wieder die väterliche Huld!
Nicht darf ich mit Dir speisen auf Einem Tuch,
Du Held!
Doch darf ich mit Dir schlagen auf Einem blut-
gen Feld!“

Sie steigen von den Gauen, die Herrn vom
Löwenbund,
Sie stürzen auf die Feinde, thun sich als Löwen
kund.
Hei! wie der Löwe Ulrich so grimmtob tobt und
würgt;
Er will die Schuld bezahlen, er hat sein Wort
verbürgt.

Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den
Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!“ — er stöhnt's, er
röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerpal't!
O Ulrich, tapfrer Ritter, Dich hat das Schwert ge-
fällt!

Da ruft der alte Recke, den nichts erschüttern
kann:
„Erschreckt nicht! der gefallen, ist wie ein andrer
Mann!
Schlagt drein! die Feinde fliehen!“ — Er ruft's
mit Donnerlaut.

Wie rauscht sein Bart im Winde! hei! wie der
Eber haut!

Die Städter han vernommen das seltsam list'ge
Wort.
„Wer flieht?“ so fragen alle; schon wankt es hier
und dort.
Das Wort hat sie ergriffen gleich einem Zauberlied,
Der Graf und seine Ritter durchbrachen Glied auf
Glied.

Was gleist und glänzt da droben und zuckt wie
Wetterschein?
Das ist mit seinen Reitern der Wolf von Wun-
nenstein.
Er wirft sich auf die Städter, er sprengt sich
weite Bucht,
Da ist der Sieg entschieden, der Feind in wilder
Flucht.

Im Erntemond geschah es, bei Gott, ein heißer
Tag!
Was da der edlen Garben auf allen Feldern lag!
Wie auch so mancher Schnitter die Arme sinken
läßt!
Wohl halten diese Ritter ein blutig Sichelsfest.

Noch lange traf der Bauer, der hintern Pfluge
ging,
Auf rost'ge Degenklingen, Speereisen, Panzerriegel;
Und als man eine Linde zersägt und niederstreckt,
Zeigt sich darin ein Harnisch und ein Geripp ver-
steckt. —

Als nun die Schlacht geschlagen und Sieg ge-
blasen war,
Da reicht der alte Greiner dem Wolf die Rechte
dar:
„Hab' Dank, Du tapfrer Degen, und reit' mit mir
nach Haus,
Daß wir uns gütlich pflegen nach diesem harten
Strauß!“

„Hei.“ spricht der Wolf mit Lachen, „gefiel Euch
dieser Schwant?
Ich tritt aus Haß der Städte und nicht um
Euren Dank!
Gut' Nacht und Glück zur Reise! es steht im alten
Recht!“
Er spricht's und jagt von dannen mit Ritter und
mit Knecht. —

Zu Döfingen im Dorfe, da hat der Graf die
Nacht
Bei seines Ulrichs Leiche, des einz'gen Sohns, voll-
bracht.
Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet sein Gesicht,
Ob er vielleicht im Stillen geweint, man weiß es
nicht.

Des Morgens mit dem Frühesten steigt Eberhard
zu Roß,
Gen Stuttgart fährt er wieder mit seinem reiß'gen
Troph.

Da kommt des Wegs gelaufen der Bussenhauser
Hirt:

„Dem Mann ist's trüb' zu Muth! was der uns
bringen wird!“

„Ich bring' Euch böse Kunde! Nächst ist in un-
fern Drieb
Der gleisende Wolf gefallen; er nahm, so viel ihm
lieb.“

Da lacht der alte Greiner in seinen grauen Bart:
„Das Wölfein holt sich Kochfleisch, das ist des
Wölfeins Art!“

Sie reiten rüstig fúrder, sie sehn aus grünem Thal
Das Schloß von Stuttgart ragen, es glázt im
Morgenstrahl.

Da kommt des Wegs geritten ein schmucker Edelknecht:
„Der Knab' will mich bedünken, als ob er Gutes
brächt!“

„Ich bring' Euch frohe Máhre: Glück zum Ur-
enselein!“

Antonia hat geboren ein Knäblein, hold und fein.“
Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
„Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank
und Preis!“

Uhl and.



Die Boers und ihr Land.

Von G. Jaquet.

Ohl viele von Euch, meine
jungen Freunde, werden —
sei es nun in der Schule, oder
sei es im elterlichen Hause —
davon haben reden hören, daß
die Briten oder Engländer
gegenwärtig einen Krieg mit den Boers (der
Name ist zweifelbig) in Afrika zu führen haben.
Da wird denn sicher so mancher von Euch ge-
fragt haben: „Wer sind diese Boers?“ und wird
— mit dem kurzen Bescheide, welchen ihm der
Lehrer oder Vater gegeben, nicht ganz zufrieden
gestellt — etwas Näheres über dieselben zu er-
fahren wünschen. Diesem so berechtigten und
von Eurer Wißbegierde zeugenden Verlangen
nun soll im Nachstehenden Genüge geleistet
werden.

Wenn Ihr, meine Lieben, einen Blick auf
die Karte von Afrika werft, so findet Ihr ganz
unten auf derselben, also im äußersten Süden,
das „Capland“ verzeichnet. Nun: dies Land,
welches seinen Namen von dem, seine Südwest-
Spitze bildenden, Vorgebirge oder Cap der
„guten Hoffnung“ hat, ist die Heimat der
„Boers“, welches Wort nichts mehr und nichts
weniger als „Bauern“ bedeutet.

Afrika's Südspitze, das Cap der guten Hoff-
nung, wurde im Jahre 1486 von dem kühnen
portugiesischen Seefahrer Bartolomeo Diaz
entdeckt. Doch erst hundertundfünfzig Jahre
später (1636) erfolgte auf demselben die erste
europäische Ansiedlung; doch nicht durch die Por-
tugiesen, welche sich nicht weiter um ihre Ent-
deckung bekümmert hatten, sondern durch die
Holländer oder Nordniederländer. Diese er-

bauten hier (1636) ein paar, mit einem Zaun
von Pallisaden umschlossene Magazine, aus
denen sich die nach Ostindien segelnden holländi-
schen Schiffe mit Proviant und Tafelge (Sezel-
und Lanwert), wenn sie desselben bedurften, ver-
sehen konnten. Aus diesem winzigen Anfange
erwuchs die, heutzutage gegen 30 000 Einwoh-
ner zählende Capstadt, zugleich Festung und
wichtige Handelsstadt.

Anfangs beschränkte die holländische Nieder-
lassung sich auf diesen einen, von Handelsleuten
und Handwerkern bewohnten Ort. Erst nach
ein paar Jahrzehnten wanderten auch nordnie-
derländische Bauern (holländisch „Boers“) nach
dem Caplande aus; doch nicht in großer Anzahl.
Theils ließen sie sich, Getreidebau treibend und
deshalb „Kornboers“ genannt, in der Nachbar-
schaft der Capstadt nieder; theils in größerer
Entfernung von derselben und der Seeküste.
Es waren dies die „Viehboers“, d. h. Viehzucht
treibende Bauern aus den nordöstlichen nieder-
ländischen Provinzen. Sie drangen, den wilden
Thieren und den gleich wilden Urbewohnern
des Caplandes, den Hottentotten und Bos-
jemans (d. i. „Buschmännern“) muthig die
Spitze bietend, mehr oder minder tief in das
Innere vor. Hier nahmen sie ausgedehnte
Weidegründe in Besitz, auf denen sie das in der
Heimat betriebene Gewerbe im erheblich ver-
größerten Maßstabe fortsetzten. Zu diesen bei-
den Klassen von Boers kam am Schlusse des
siebzehnten Jahrhunderts noch eine dritte Klasse:
die der „Winboers“ (Weinbauer). Es waren
dies jedoch keine Niederländer, sondern refor-
mirte Franzosen, welche in Folge des harten

Druckes, den sie um ihres Glaubens willen erdulden mußten, Frankreich verließen und an Afrika's ferner Südspitze eine neue, ihnen freie Gottesverehrung gewährende Heimat suchten und fanden. In dieser führten sie den von ihnen

in der alten betriebenen Weinbau ein, verschmolzen im Uebrigen aber in Sprache und Sitten bald mit den holländischen Einwanderern, deren Glauben sie ja ohnehin schon theilten und die sie freundlich aufnahmen. (Schluß folgt.)

Das Thal der Riesen-Kakteen.

(Zu dem Bilde Seite 48.)

In den im südwestlichen Nord-Amerika gelegenen Bill Williams-Gebirge trifft man in der Mitte eines Engpasses, den man den Kaktus-Weg genannt hat, eine Menge baumhoher Kaktuspflanzen an, die in ihrer Form riesigen Leuchtern ähnlich sind. Die alten Missionäre Kaliforniens und Neu-Mexikos erzählen, daß die Frucht dieses Kaktus, den sie „petahaya“ nennen, den Eingeborenen, welche die Ufer des Colorado bewohnten, als Nahrung diente; heute findet

man ihn ziemlich häufig im Staate Sonora und in Süd-Kalifornien. Es wächst dieser Kaktus besonders auf magerem, steinigem Boden; seine größte Entwicklung erlangt er, wenn seine Wurzeln sich in den Felspalten ausbreiten können; seine Form ist sehr verschieden und abhängig vom Alter, die gewöhnliche Dicke $1\frac{1}{2}$ Fuß, die Höhe sehr ungleich; man trifft 30 bis 40, ja zuweilen 60 Fuß hohe Individuen dieser Pflanzenart an. Das Holz der Pflanze ist sehr hart und dicht und findet in jener Gegend vielfache Verwendung.

Homogramme.

Von Ernst Lausch.

I.

R	R	R	R
E	E	E	E
E	I	O	U
D	D	N	N

II.

A	A	A	A
A	O	R	R
G	G	L	L
S	S	M	M

Die je 16 Buchstaben dieser Quadrate sind anders zu ordnen und zwar so, daß sie von links nach rechts und von oben nach unten gelesen ergeben:

1. Ein Gefäß. Einen Fluß. Ein der Mißgunst verwandtes Laster. Den Namen unseres Planeten.

2. Ein von den Phöniziern erfundenes Produkt aus mineralischen Stoffen. Ein Last-

thier in Amerika. Den Gott der Liebe. Die letzte Ruhestätte der Menschen.

Auflösung des Buchstabenräthfels in Nr. 1:

Damm, Lamm, Kamm, Stamm, Schamm, Stramm.

Auflösungen der Scherzfragen in Nr. 1:

1. Keinen. 2. In keinem. 3. Einen leeren Platz.
4. Der Flos; denn der springt oft so hoch, daß man ihn nicht wieder sieht.
5. „Freund, Du hast im Noche da Einen Ef—el—e—ce—ta.“

Auflösungen der Räthsel in Nr. 1:

1. Anna. 2. Otto. 3. Eder, Rede. 4. Reige, Geige, zeige. 5. Streiche, Reiche, Eiche. 6. Raft, Star (neue Schreibweise). 7. Mark, Kram.



Das Thal der Riesen-Nakteen. (Siehe Seite 47.)

Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I–XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.